

tagonisten deshalb selten aktiv, sondern überwiegend als reagierende Warnende in Erscheinung, deren partielle Konzessionen an den diagnostizierten neuen Nationalismus nachhaltiger Kritik ausgesetzt sind. Berger warnt vor einer gefährlichen »Renationalisierung« der deutschen Vergangenheit. Diese zeige sich u.a. in einer Relativierung des Nationalsozialismus, einer Renaissance geopolitischer Konzepte, einem Wiederaufgreifen des Totalitarismus-Modells und einer aus seiner Sicht allzu schnellen »Abwicklung« der DDR-Historikerschaft. Statt dessen fordert er eine Besinnung auf »democratic values and civic virtues« als angemessene Kernbestandteile einer deutschen Identität. Mit der Warnung vor einer Konstruktion nationaler Normalität und einem Erfolg revisionistischer Geschichtsdeutungen schließt sich Berger den mahnenden Stimmen aus der anglo-amerikanischen Historikerschaft an.

Neben der Gruppierung der »Neuen Rechten« um Weißmann, Zitelmann und Nolte macht Berger zwei weitere Lager in der gegenwärtigen deutschen Geschichtswissenschaft aus: die liberal-konservativen Historiker, zu denen er Gall, Hildebrand oder Schwarz rechnet, sowie die linksliberalen Historiographen, zu denen er u.a. Wehler, Kocka und Winkler zählt. Dass es sich dabei um eine schematische Vereinfachung und eine zu breit angelegte Liberalismus-Definition handelt, sei kritisch angemerkt. Dennoch wäre es falsch, dem Autor in toto ein undifferenziertes Vorgehen vorzuwerfen. Vielmehr führt er seine Argumentation stets stringent durch und belegt sie äußerst sorgfältig. Allein in der Auswertung der wissenschaftlichen Publikationen, aber vor allem in der beeindruckend umfangreichen Heranziehung des publizistischen Materials (und dies bis in den Januar 1997 reichend!) liegt eine Stärke der Studie. Sicherlich wäre die Darstellung durch den Verzicht auf das ein oder andere Zitat im Text etwas lesbarer geworden. Aber auch so besticht sie durch die gelungene Präsentation und Einordnung der kleinen und großen wissenschaftlichen und publizistischen Debatten der Historiographie in den 1990er Jahren. Vom Historikerstreit der 1980er Jahre über die Holocaust-Mahnmal-Kontroverse bis zur Goldhagen-Debatte wird die Pluralität historiographischer Ansichten in der bundesrepublikanischen Gegenwart wenige Jahre nach dem Mauerfall mit unverkennbarem Engagement geschildert und insgesamt überzeugend bewertet.

*Ewald Grothe, Wuppertal*

Patrick Pasture/Johan Verberckmoes (Hrsg.), *Working Class Internationalism and the Appeal of National Identity: Historical Debates and Current Perspectives*, Berg Publishers, Oxford 1998, 263 S., 44,95 £.

Die ebenso qualvolle wie unselige Suche nach nationaler Identität ist keine deutsche Besonderheit. Die historischen Umbrüche in Osteuropa am Ende der 1980er Jahre haben das Thema (wieder einmal) ganz oben auf die Tagesordnung europäischer Politik gesetzt. Da die radikale Rechte in einer Reihe von Ländern erheblichen Erfolg in der Mobilisierung gerade von ArbeiterInnen für ihre diversen Formen ethnischer und politischer Nationalismen gewinnen konnte, muss sich auch die europäische Arbeiterbewegung erneut mit dem Phänomen nationaler Identität auseinandersetzen. Der hier vorliegende Band ist das erste Resultat eines größeren, von Patrick Pasture organisierten und von der EU finanzierten Projekts, das die Auswirkungen des sozialen und kulturellen Integrationsprozesses in Europa auf die europäischen Gewerkschafts- und Arbeiterbewegungen untersuchen will.

In ihrem ebenso informativen wie klar strukturierten Einleitungskapitel geben die Herausgeber einen hervorragenden Überblick über die vielfältigen Widersprüche im Ver-

hältnis europäischer Arbeiterbewegungen zu Fragen der nationalen Identität. In Theorie und Praxis müht sich die Linke seit etwa 150 Jahren mit der Frage nach dem richtigen Verhältnis zwischen Internationalismus und Integration in den modernen Nationalstaat ab. Dass die beiden Weltkriege und der Aufstieg der europäischen Sozialstaaten für das 20. Jahrhundert letztlich den Ausschlag zugunsten der nationalen Integration brachten, ist unbestreitbar. Ebenso unbestritten ist das intensive Bemühen der wissenschaftlichen Literatur, zwischen verschiedenen Theorien und Traditionen nationaler Identität zu unterscheiden: Liberaler, sozialistischer, romantischer, ethnischer, integraler, peripherer und konservativer Nationenbegriff bezeichnen nur einige der Begriffsprägungen, die letztlich in dem Bemühen entstanden sind, exklusive Formen des Nationalismus von inklusiven Formen zu unterscheiden. Die offensichtliche Wirkmächtigkeit nationaler Gefühle in der Moderne schien es vielen auf der Linken angeraten erscheinen, einen linken Nationalismus zu konstruieren, den man von den verschiedenen rechten Nationalismen positiv absetzen konnte. Die Versuche der Austromarxisten vor 1914 bezeichnen in dieser Hinsicht einen ersten theoretischen Höhepunkt, der dann im Zuge der Dekolonisierung eine weitergehende theoretische und praktische Unterfütterung erhielt.

Stärker als die Herausgeber dies tun, würde der Rezensent die Gefahren einer allzu binären und klaren Scheidung zwischen progressivem und reaktionärem Nationalismus betonen. Verweist nicht gerade eine historisch vergleichende Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts darauf, dass auch progressive Nationalismen immer wieder auf exklusive Praktiken zurückfielen und dass deshalb jede klare theoretische Unterscheidung in der Praxis des historischen Handelns unmöglich wird? Wäre es daher nicht zentrale Aufgabe der gegenwärtigen europäischen Linken, zu einer radikalen Dekonstruktion nationaler Geschichtsmymen beizutragen, die letztlich einer Demaskierung des artifiziellen nationalen Identitätsdiskurses Vorschub leisten könnte? Anders als den Herausgebern scheint mir der kulturalistische, postmoderne Ansatz eines Benedict Anderson verknüpfbar mit den eher traditionellen marxistischen Thesen eines Eric Hobsbawm, gerade um die Fallstricke jedes nationalen Identitätsdiskurses sichtbar zu machen.

Dieser Einwand soll jedoch nicht von der insgesamt überaus hohen Qualität der hier vorgelegten Beiträge ablenken. Es ist besonders lobenswert, dass sich die Herausgeber auf Themen, Regionen und Bewegungen konzentriert haben, die andernorts eher marginal behandelt worden sind. So widmet sich Ludger Mees der nationalistischen baskischen Gewerkschaftsbewegung ELA/STV, deren erfolgreiche Mobilisierung auch weiter Teile der Arbeiterschaft in solch überraschendem Kontrast zur vom Nationalismus eher peripher betroffenen katalanischen Gewerkschaftsbewegung steht, die das Thema von Jacint Jordanas und Klaus-Jürgen Nagels Beitrag ist. Patrick Pastures Kapitel untersucht den Einfluss des flämischen Nationalismus auf die christliche Gewerkschaftsbewegung Belgiens, während es in den Beiträgen von Andreas Helle und Christopher Norton um den Einfluss eines unionistischen Nationalismus auf die protestantische Gewerkschaftsbewegung in Nordirland geht. Michael Braun analysiert das Scheitern der italienischen Gewerkschaftsbewegung, sich mit den durch die Lega Nord repräsentierten regionalistischen Gefühlslagen von Teilen ihrer Mitgliedschaft konstruktiv auseinander zu setzen. Elisabeth Beer und Jörg Flecker beschreiben die Haltung der österreichischen Gewerkschaftsbewegung gegenüber dem Beitritt Österreichs zur EU, und Jelle Visser beschließt den Band mit einem luziden Ausblick auf die (eher bescheidenen) Aussichten einer Europäisierung der Gewerkschaftslandschaft innerhalb der EU. Insgesamt ist dies ein gelungenes Buch, das gerade von den Rändern her interessante Ausblicke auf das Verhältnis von nationaler Identität und Arbeiterbewegung im zeitgenössischen Europa bietet.

*Stefan Berger, Cardiff*